

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Band: 64 (1955)
Heft: 1

Artikel: Der Weg des Friedens
Autor: Schweitzer, Albert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-547607>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Einmal sprachen Albert Schweitzer und Suzanne Oswald oben auf dem Kanzrain über die Dankbarkeit. «Was man aus Dankbarkeit empfindet, sagt Schweitzer, sollte man natürlich und unmittelbar auch zu Worte kommen lassen, weil es damit mehr Kraft zum Guten gibt auf der Welt.»

Solche Kostbarkeiten finden wir auf jeder Seite in Suzanne Oswalds Beitrag zum Lebensbild ihres Onkels. Man möchte ihr noch lange gegenüber sitzen, mit ihr zusammen das fast unausschöpfbare Erbe aufnehmen, sich ganz damit ausfüllen lassen. Hoffen wir, dass sie aus Lambarene nach reifem und starkem Erleben noch weitere Ernte heimbringen wird. Doch werden die Kindheitserinnerungen wohl die beseeltesten bleiben. Zu diesen schönsten Stunden gehören die Abende, da Albert Schweitzer im Kirchlein von Günsbach Orgel spielte: «Die Lampe auf der Orgel wirft ihren Schein auf die breiten, kräftigen Hände, — Hände, die die Tasten beherrschen wie das Skalpel, wie die Axt im Urwald, wie die Feder. Im Lichtkreis

sitzt nur der Mann an der Orgel, alles andere liegt im Dunkel. Und da muss ich an die Jahrabendgottesdienste beim Grossvater denken, da allemal auch so ein einziger, warmer Lichtkreis in unserem Kirchlein lag. Er kam von der Petrollampe, die der Sakristan an langem, gebogenem Stab langsam drehte, so dass auch der Lichtkreis langsam wanderte, über die alten und jungen Köpfe, die Frauengesichter in der Hülle des schwarzen Tuchs, die gebeugten Bauernschädel.»

Das schmale Heft des «Bogens» enthält, dem Beitrag von Suzanne Oswald angeschlossen, einen Auszug aus der Frankfurter Rede vom 16. September 1951 von Albert Schweitzer, welcher der Herausgeber den so hoffnungsvollen Titel «Der Weg des Friedens» gegeben hat. Wir lassen diese Rede folgen. Dem kleinen, doch so inhaltsreichen Bande aber wünschen wir Aufnahme in jedem Haus unseres Landes: er ist in den Buchhandlungen zum bescheidenen Preise von Fr. 2.60 erhältlich.

Die Redaktion.

DER WEG DES FRIEDENS

Von Albert Schweitzer

Der Traum derer, die von der historischen Entwicklung erwarten, dass sie einen höheren Menschen hervorbringe, hat sich in irgend einem Masse erfüllt. In irgend einem Masse sind wir Uebermenschen geworden durch die Macht, die wir besitzen, indem wir über Naturkräfte gebieten, von denen wir glaubten, dass sie niemals den Menschen unterworfen sein könnten. Aber dieser Uebermensch leidet an einer Unvollkommenheit; denn seine Vernünftigkeit ist nicht übermenschlich geworden, wie es der Macht, die er sich errungen hat, entsprechen würde, sondern er ist kleiner geblieben als er sein sollte. Er besitzt nicht jene Stufe der höchsten Vernünftigkeit, die ihm nun erlauben würde, nicht daran zu denken, die Macht über die Naturkräfte zum Vernichten zu benutzen, sondern nur darauf bedacht zu sein, sie zum Erbauen und sinngemässen Gestalten zu gebrauchen. Diese Macht ist seine Grösse und sein Elend zugleich. Denn durch diese Macht sind die Völker, die aus solchen Menschen bestehen, die von Errungenschaft zu Errungenschaft fortschreiten bis ins Unabsehbare, einander Gegenstand einer nicht zu bannenden Angst geworden, und keines kann von dem andern sagen, ob es nicht einmal in die Lage kommt, diese Macht, so wie sie ist, zu seiner Selbsterhaltung brauchen zu müssen, wie wir alle miteinander sie schon gebraucht haben in den beiden hinter uns liegenden Kriegen. Durch diese Macht können wir alle zur Unmenschlichkeit verurteilt werden und sind es geworden. Miteinander sind wir ein Gegenstand der Furcht und der Angst eines vor dem andern geworden.

Die grosse Frage ist: wie kommen wir heraus aus diesem Elend, das unser Schicksal bestimmt? *Heraus kommen wir nur, wenn wir füreinander wieder vertrauenswürdig werden, so dass jedes Volk von dem andern die Ueberzeugung hat, dass es diese Macht nicht zum Vernichten gebrauchen wird. Wie aber werden wir so vertrauenswürdig füreinander? Auf keine andere Art, als dass wir uns der Humanitätsgesinnung wieder zu ergeben wagen. Denn die Humanitätsgesinnung ist das einzige, was einem Volke dem andern gegenüber die Gewissheit geben kann, dass es die Macht nicht zum Vernichten des Gegners gebrauchen wird.*

Humanitätsgesinnung ist der höchste Erwerb der Erkenntnis, die jedem Denken zuteil geworden ist und ihm je zuteil werden kann. Humanitätsgesinnung findet sich bei allen grossen Denkern der Vergangenheit, ob in Indien, in China, ob im vorderen Orient, überall ist sie irgendwo vorhanden, vielleicht am klarsten und kräftigsten bei den grossen chinesischen Denkern Lao-Tse, Kung-Tse und Meng-Tse. Ueberall, wo die Idee des Mitempfindens und der Liebe ist, ist Humanitätsgesinnung im Werden begriffen. *Humanitätsgesinnung ist diejenige, die dem Wesen des Menschen, seinem höheren Wesen, das ihn über alle Kreatur erhebt, entspricht.* Denn in seiner Entwicklung hat er das Vermögen des Mitempfindens und des Miterlebens erlangt, und dieses Vermögen muss nun sein Verhalten in allem bestimmen. Die ersten, die das auszusprechen und zu denken wagten, waren die Denker des späten Stoizismus. Sie haben den Begriff der Humanitätsgesinnung geprägt, und sie stimm-

ten darin mit der Idee der Liebe überein, wie sie bei den jüdischen Propheten, bei Jesus, bei Paulus auftritt. Aber diese beiden Strömungen der Humanitätsgesinnung konnten sich im Altertum nicht finden. Sie gingen nebeneinander einher, weil das Christentum in der Welt- und Lebensverneinung befangen war und der Spät-Stoizismus eines Seneca, eines Marc Aurel, eines Epiktet, obwohl in Welt- und Lebensbejahung sich befindend, doch nicht die Kraft des Wollens zum Fortschritt aufbrachte, die dem Altertum abgeht. Erst als im Renaissance- und Nachrenaissance-Zeitalter dann fortschrittwillende Welt- und Lebensbejahung aufkam, da konnten sich beide finden. Die Spätstoische Humanitätsethik und das Christentum begriffen sich so, dass sie voneinander lernten, dass alles Denken zu der höchsten Gesinnung der Humanität gelangen muss, und das, was in der Liebe Jesu verkündigt wurde, nicht nur Offenbarung, sondern zugleich vernunftgemäss ist. *Und in dieser Ueberzeugung der höchsten Vernunftgemässheit aller höheren Wahrheiten hat nun die Humanitätsgesinnung die Führung in der Entwicklung der Lebens- und Weltbejahung genommen, und damit ist sie zu einer schöpferischen Kraft in der Weltgeschichte geworden.* Sie erst hat die Liebe Jesu wirksam gemacht in der Öffentlichkeit; sie hat mit dem Aberglauben, den Hexenprozessen, der Folter, mit allen Grausamkeiten, allen gewordenen Unzweckmässigkeiten ausgeräumt und an Stelle des Alten ein Neues geschaffen, das den, der diesen Prozess verfolgt, immer wieder in Erstaunen setzt.

Diese schöpferische Kraft hat sich einige Jahrzehnte erhalten, dann, gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts verlor sie an Wirksamkeit. Warum verlor sie? Zuerst, weil ihre Weltanschauung nicht mehr auf einer Welterkenntnis beruhen konnte, die der wissenschaftlichen Erforschung der Welt entsprach. Sie musste sich bequemen, ohne die Stütze, die ihr die Welterkenntnis, wie sie sie sich vorgestellt hatte, bieten sollte, weiter zu existieren. Sie wurde entkräftigt, weil der Bund zwischen Religion und Philosophie, der im 18. Jahrhundert geschlossen worden war, zerfiel. Die Religion und die Philosophie gingen fortan jede ihren Weg. Sie verlor an Kraft, weil sie als unzweckmässig erfunden wurde. . .

Wie soll der Geist, der die Kraft verloren hat, sie wieder finden? Und doch ist Aussicht, dass er sie wieder findet. *Es geht etwas vor in unserer Zeit, das uns dies erhoffen lässt. Der Geist der Humanität ist nicht tot. Er lebt in der Verborgenheit, und er hat es überwunden, dass er ohne Welterkenntnis sein muss. Es ist ihm klar geworden, dass er sich aus nichts anderem zu begründen hat, als aus dem Wesen des Menschen, und damit hat er eine Selbständigkeit gewonnen, die eine Stärke ist.* Und weiter ist er zur Erkenntnis fortgeschritten, dass dieses Mitempfinden erst seine wahre Weite und Tiefe hat, und damit erst die wahre Lebenskraft, wenn es sich *nicht nur auf den Mitmenschen, sondern auf alles Lebendige, das in unseren Bereich*

tritt, bezieht. Er braucht keine andere Lebens- und Welterkenntnis mehr als die, dass alles was ist, Leben ist, und dass wir allem, was ist als Leben, als einem höchsten unersetzlichen Wert, Ehrfurcht entgegenbringen müssen. Keine Naturwissenschaft kann der Humanitätsgesinnung diese einfachste Erkenntnis nehmen, denn sie ist letzten Endes die, bei der jede Naturwissenschaft, als der eigentlichen und einfachsten, haltmacht, dass alles was ist, belebt ist. *Und so bereitet sich in den Stürmen dieser Zeit vor, dass die Humanitätsgesinnung, die das Wesen unserer Kultur ausmachte, wieder erstehen wird, und dass diese Humanitätsgesinnung uns aus der Not, in der wir uns befinden, herausführen kann.*

Nun aber eins: *Wenn die Humanitätsgesinnung uns den Frieden in der Welt geben soll, muss sie Gut aller Völker werden.* Und dies in unserer Zeit noch mehr als in irgend einer anderen, denn in unserer Zeit geht dies vor sich, dass Nationen, die an der höheren Kultur keinen Teil haben, zu Staaten werden, die Selbständigkeit beanspruchen und sie erhalten, und dass dadurch das Weltbild ganz verändert wird. Die grosse Frage ist nun, was wird aus diesen Staaten? Werden sie zu einer Kultur gelangen, die ihnen erlaubt, bei sich und in der Umwelt den rechten Weg zu finden, oder werden sie, in Nicht-Kultur verharrend oder, was fast noch schlimmer ist, in Scheinkultur lebend, Werte der Unordnung in der Welt bedeuten? Und als einer, der draussen in der Welt lebt, kann ich Ihnen sagen, *dass dies das grosse Problem für die Gestaltung der Weltgeschichte heute ist.* Als einer, der sich draussen wirkend mit dem Problem der Aneignung der Kultur durch solche, die sie noch nicht besaßen, beschäftigt, darf ich Ihnen aber auch sagen, dass ich glaube, dass die Primitiven und Halbprimitiven der wahren Kultur, in der der Geist der Humanität waltet, fähig sind. Wir aber haben ihnen eine Kultur gebracht, die sie sich nicht richtig aneignen können. Das liegt an ihnen und liegt an dem, was wir ihnen gebracht haben. Wir haben alle die Erfahrung machen müssen, dass sie das Uneigentliche, das Nebensächliche annahmen und das Geistige, das — ich wage es zu sagen — das dennoch in unserer Kultur ist, übersahen; es bedeutete ihnen nichts. Wir glaubten, der beste Weg, ihnen die Kultur nahezubringen, müsse sie zunächst zu jenen Kenntnissen führen, die unsere Bildung und unsere Fähigkeiten machen. Sie aber blieben auf diesem für sie ungangbaren Wege stehen. Und so haben wir in der Welt draussen eine Halbkultur, *die Kultur ist in ihren Ansprüchen, aber nicht in ihren Leistungen.*

Aber wenn in unserer Kultur der Geist eine Kraft ist, dann wird er sich bei ihnen auswirken, denn der Primitive und der Halbprimitive haben etwas absolut Natürliches: das Beschäftigtsein mit sich selbst. Alles, was das nähere Denken über sich selber betrifft, liegt ihm nahe, und wenn er in der Selbstbetrachtung nun Ideen dargebracht bekommt,



Jesus mit den Jüngern. Zeichnung von Hans Beutler, Büren an der Aare.

die ihn höher führen, einfach geistig höher führen, dann ist er für sie aufnahmefähig und kann sich aus seinem Primitivismus und Halbprimitivismus ohne Schwierigkeit, einfach durch Ueberlegungen über sich selbst, deren er in seiner Natürlichkeit fähig geblieben ist, vielleicht fähiger als wir, zu einer Höhe erheben, die weit über dem Stand der Lebensführung, in der er sich befindet, liegt. Und dies gibt mir als einem Kenner dessen, was draussen geistig in der Welt vorgeht und vorgehen kann, den Mut, Ihnen zu sagen: *Es ist Aussicht vorhanden, dass sich erfüllt, dass die Völkerschaften draussen, wenn wir ihnen wieder wahre Kultur bringen statt einer Kultur, in der das Geistige verkümmert ist, dass sie dann für diese empfänglich sind, und das Ihre dazu beitragen können, dass in der Welt der Friede zustande kommt.*

So vertrauen wir auf den Geist der Humanität, der schon einmal in der Welt, zu Beginn der Neuzeit, das Grösste, was sich in der segensreichen Geschichte ereignete, zustande gebracht hat, und wir vertrauen auf ihn, dass er das Werk, das er liegen liess, wieder in Angriff nehme und in unserer Zeit leisten möge, was er in jener Zeit leistete, nämlich sie herauszuführen aus einem Alten, das sie nicht mehr ertragen kann, zu einem Neuen, das sie sich nicht vorstellen kann. *Denn der Geist der Humanitätsgesinnung ist schöpferischer Geist, und darum vertrauen wir ihm, nicht nur, weil er unsere einzige Hoffnung in dieser Zeit bleibt, sondern weil er die Eignung hat, das ausführen zu können, was ihm als geschichtliche Aufgabe zufällt.* Als schöpferischer

Geist wirkt er von innen heraus. Alle diese Probleme, die wir von aussen betrachten, und die als solche unlösbar sind, macht er lösbar, denn er löst die Gegensätze von innen heraus.

... Der Geist muss Tat werden, und er muss Tat werden überall, wo Friedlosigkeit herrscht. Sie herrscht nicht nur draussen zwischen den Völkern, sie herrscht in den Völkern, und sein Vorhandensein wird er erweisen, wenn er das, was er als Grund der Friedlosigkeit erkannt hat, die in den Völkern herrscht, anzugreifen wagt. Denn überall in jedem Volk ist es so, dass sich Gerechtigkeit an die Stelle der Ungerechtigkeit setzen muss, dass Milde an die Stelle der Härte zu treten hat, Verstehen an die Stelle des Nichtverstehens. Ueberall sind Wunden, die die Zeit geschlagen hat, die geheilt werden müssen, damit die Friedlosigkeit innerhalb der Völker selber aufhört und die Friedlosigkeit dann zwischen den Völkern auch ihr Ende nimmt, durch den Geist, der allein den Frieden bringen kann als eine schöpferische Naturkraft der Geschichte. Und das Schöpferische ist dadurch bestimmt, dass in der Natur der Geist von sich aus da ist, er gestaltet dieses Neue aus dem Alten in einer zielstrebigem, absolut vernunftgemässen, zweckdienlichen Weise, ohne dass wir es verstehen. Der Geist aber, der in der Geschichte waltet, ist nicht in den Dingen vorhanden — das war der grosse Irrtum Hegels —, sondern er muss *durch uns geschaffen und durch uns in der Geschichte wirksam werden.* Wenn er aber da ist, dann waltet er als geheimnisvoll-schöpferische Kraft in derselben Weise, wie er

in der Natur als geheimnisvoll-schöpferische Kraft waltet. Er schafft etwas Neues, in dem alles Wertvolle des Alten erhalten geblieben ist. Denn das ist, wenn wir, die wir Menschen unserer Zeit sind, auf das Neue hinausschauen, dasjenige, was uns das Zutrauen geben muss, dass das Alte in den Werten, die es hat, uns erhalten bleiben wird. Und so schauen wir in dieser Zeit auf das Neue aus. In der

Zeit, in der wir leben, hat jede Manifestation des Geistes, so schwach sie auch sein möge, ihre Bedeutung; denn das Feuer, wenn es einmal da ist, ist fähig, den Brennstoff, der sich von sich selber nicht entzünden würde, zu entzünden, und Brennstoff zum Geiste der Humanität ist in der ganzen Welt in allen Menschenherzen enthalten, und dass er sich entzünde, dieses wagen wir zu hoffen.



SWISS RED CROSS MEDICAL TEAM TAEGU

TELEPHONE: TAEGU 428

APO 234. % POSTMASTER SAN FRANCISCO, CALIFORNIA, U. S. A.

TAEGU (KOREA). 19.11.1954.

Als die Mitglieder unserer Medizinischen Mission für Korea im August zu einer letzten gemeinsamen Besprechung in unserem Zentralsekretariat zusammenkamen und wir sie während eines Imbisses nach ihren Erwartungen und Gefühlen fragten, antwortete uns eine Krankenschwester: «Wir vermögen uns nur zwei Ereignisse klar vorzustellen: Die Reise nach Taegu sowie die Rückreise in die Schweiz. Was dazwischen liegen wird, unser Leben in Korea, gleicht einem blanken, noch gänzlich unbeschriebenen Blatte, das gleichsam vom kräftigen Rahmen der Hin- und Herreise festgehalten wird.» Beim Lesen der zahlreichen aus Taegu eintreffenden Briefe und Berichte versuchen wir, das weisse Blatt nach und nach mit Bildern auszufüllen, wohl wissend, dass unser sich füllendes Blatt nur ein sehr blasses Abbild der wirklichen Begebenheiten zu vermitteln vermag.

Während wir uns anhand von Büchern und in abendlichen Vorlesungen mit der Seele des Ostens auseinanderzusetzen suchen, um unseren Kameraden in Taegu in Gedanken nahe zu sein; während sich die Weihnachtspakete für jedes einzelne Mitglied unserer Mission im Büro unserer Fräulein Marianne Jöhr, der Leiterin unserer Abteilung Hilfsaktionen, häufen und sie sich hübsche kleine Ueberraschungen ausdenkt und verwirklicht, werden die Aerzte, Schwestern und Techniker in Taegu von einer fast überwältigenden Fülle neuer Eindrücke verschiedenster Art überfallen und mannigfaltigsten Schwierigkeiten gegenübergestellt. Wir versuchen, im folgenden die Eindrücke, etwas geordnet und zusammengefasst, wiederzugeben, indem wir unseren Worten auch Originalstellen aus den Briefen beifügen.

Sprühend vor Tätigkeitsdrang, noch in europäischem Denken befangen, war unsere Mission in Taegu angekommen, sah sich dann aber dort vom ersten Tag an auf Schritt und Tritt im Wollen und Handeln gehindert. Das westliche ewig Ungedul-

dige, Drängende, Vorwärtsstrebende prallte auf den unbeweglicheren Klotz statischen östlichen Wesens. Unsern Aerzten, unsern Schwestern, unsern Technikern schien Blei an allen Handlungen zu hängen, überall stiessen sie auf Hindernisse. Und so begann die schwierige und langwierige Arbeit der Anpassung.



Nebst dem grundsätzlichen Anderssein des östlichen Menschen befindet sich unsere Mission vor allem in einem aus tausend Wunden blutenden Nachkriegsland, in dem alles neu aufgebaut werden muss, wo nichts so bequem zur Hand liegt wie in unserem Lande, wo das Fehlen einer Schraube, eines Maschinenbestandteils zu einem fast unlösbaren Probleme wird.

«Als wir uns in der Schweiz das kriegsverheerte Korea vorstellten, bedachten wir nur den letzten Krieg. Mein koreanischer radiologischer Kollege erzählte mir aber, dass er zu seinen Lebzeiten — es handelt sich um einen Mann von dreiunddreissig Jahren — vier Kriege selbst erlebt und die harte Besetzung seines Landes durch die Japaner erlitten hat.»

«Nach unserer Ankunft waren wir zuerst von der Fremdheit der hiesigen Verhältnisse wie erschlagen, und die Tatsache, dass wir zum Aufbau und nicht, um etwas Fertiges, schon Bestehendes weiterzuführen, nach Taegu gekommen waren,